

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Steiner, Wilfried
Der Weg nach Xanadu

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3709
978-3-518-45709-2

suhrkamp taschenbuch 3709

Die schöne Anna hat eine Neigung zu Männern mit Obsessionen. Mit 16 Jahren liebt sie einen durchgeknallten Medizinstudenten, dessen wahre Leidenschaft das Sezieren ist. Schluß macht Anna erst, als sie ihren Liebsten mit einer Tierpräparatorin erwischt – beim Ausnehmen eines Eichhörnchens. Einige Jahre später ist Anna mit Martin liiert, der über den Dichter S.T. Coleridge promovieren will – und verzaubert ausgerechnet den Professor, den ihr Freund als Doktorvater gewinnen will.

Der Weg nach Xanadu, ein Romantikthriller, ein Kriminal- und Liebesroman, in dessen Mittelpunkt ein moderner Sherlock Holmes steht, der die Geschichte einer Obsession zu rekonstruieren versucht, lüftet das Geheimnis um eine Amour fou und entschlüsselt das Rätsel um eine ebenso kurze wie heftige »poetische Explosion« zweihundert Jahre zuvor.

»Mit seinem Buch ist Wilfried Steiner ein kleines Wunder gelungen: Voller literarischer Anspielungen und dennoch locker präsentiert er seine Geschichte vom Wahn der Liebe; in einem Roman, der zugleich ein Reiseführer für Weltflüchtige ist.« *Der Spiegel*

Wilfried Steiner
Der Weg nach Xanadu
Roman

Suhrkamp

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2005

suhrkamp taschenbuch 3709

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2003

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des

Insel Verlags Frankfurt am Main und Leipzig

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45709-2

Erstes Buch Ruhestörung

Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.

Johann Wolfgang von Goethe

Wir befreien uns von Obsessionen, damit wir nichts sein können. Den letzten Kuß geben wir der Leere.

William Butler Yeats

Drei Ein alter Seemann trifft drei zu einer Hochzeit geladene Herren und hält einen von ihnen auf, um ihm seine Geschichte zu erzählen. Der Hochzeitsgast wehrt sich, schließlich ist er ein naher Verwandter des Bräutigams und wird bereits erwartet. Doch der Seemann hält ihn fest, hypnotisiert ihn mit seinen funkelnden Augen – und der Hochzeitsgast lauscht ihm nun wie ein dreijähriges Kind. Als der Klang eines Fagotts aus dem nahen Haus des Bräutigams den Beginn der Zeremonie ankündigt, versucht der Gast noch einmal, dem Bann des Alten Seemanns zu entkommen, was ihm nicht gelingt.

Der Seemann erzählt also die Geschichte seiner Reise.

Bei schönem Wetter und günstigem Wind segelte das Schiff südwärts, bis zum Äquator. Plötzlich kam ein Sturm auf und trieb es mit seinen überwältigenden Schwingen immer weiter südwärts. Es kamen Nebel und Schnee, es wurde bitter kalt. Masthohe Eisblöcke trieben vorbei, grün wie Smaragd. Treibeis, schneebedeckte Abgründe – kein Lebewesen weit und breit, nur krachendes, grollendes, dröhnendes Eis.

Bis ein Albatros durch den Schneedunst stieß, immer wieder um das Schiff herumflog und das Futter fraß, das ihm die Mannschaft darbot. Mit einem Donnerschlag brach das Eis auf; der Steuermann lenkte das Schiff hindurch, günstige Winde kamen auf. Neun Abende, in Nebel oder Wolken, saß der Albatros auf Mast oder Takelage, während in den Nächten durch weißen Nebelrauch das weiße Mondlicht schimmerte.

Nun unterbricht der Hochzeitsgast die Erzählung des Seemanns mit den Worten: »Gott schütze dich, Alter Seemann, vor den Dämonen, die dich so plagen! Warum schaust du mich so an?« – »Mit meiner Armbrust erschoss ich den Albatros.«

Der günstige Wind hielt an, doch die Mannschaft machte dem Seemann den Vorwurf, den Vogel getötet zu haben, der

die Brise hatte wehen lassen. Doch als die Sonne am nächsten Morgen weder dunstverhangen noch rot, wie Gottes Haupt selbst, über dem Meer aufging, sagten alle, es sei richtig gewesen, einen Vogel zu erschlagen, der nur Nebel und Dunst gebracht hatte.

Das Schiff segelte weiter nordwärts, erreichte Zonen des Stillen Ozeans, die noch nie zuvor ein Mensch gesehen hatte. Plötzlich ließ die Brise nach, und das Schiff stand still. Die Matrosen sprachen nur noch, um das Schweigen des Meeres zu brechen. An einem heißen und kupfernen Himmel stand mittags eine blutende Sonne, genau über dem Mast, nicht größer als der Mond.

Überall nur Wasser, aber kein Tropfen zu trinken. Selbst die Meerestiefe verrottete; schleimige Kreaturen krochen über den schleimigen Ozean.

Überall tanzten in wildem Geflacker die Todesfeuer in der Nacht. Das Wasser brannte wie Hexenöl, grün und blau und weiß.

Einigen zeigte sich im Traum der Geist, der all dies verursacht hatte: neun Faden tief war er dem Schiff gefolgt, aus dem Land des Nebels und des Schnees.

Jede Zunge war von der sengenden Trockenheit bis zur Wurzel verdorrt; niemand konnte sprechen, es war, als ob alle an Ruß erstickt wären.

Von der aufgebrachten Besatzung wurde dem Seemann anstelle des Kreuzes der tote Albatros um den Hals gehängt.

Nach einer furchtbaren Zeit der Flaute und des Durstes erblickte der Seemann am westlichen Horizont einen kleinen Fleck, einen Nebel.

Wegen der ausgedorrten Kehlen und schwarzverbrannten Lippen konnte niemand sprechen. So biß sich der Seemann in den Arm, saugte das Blut und schrie: »Ein Segel! Ein Segel!«

Dem Augenblick der Freude folgte das Grauen.

Vier Fünf- oder sechsmal folgte ich dem Alten Seemann auf seiner Reise durch die Hölle; ich kam mir selbst vor wie der Hochzeitsgast, der der Geschichte hypnotisiert zuhören muß, gänzlich im Bann des alten Mannes mit den leuchtenden Augen.

Allmählich eroberten die Dinge ihr Terrain zurück. Da waren sie wieder, die Nachttischlampe, der rote Band mit der Goldschrift auf dem Nachtkästchen und das Bett, das jede kleinste Bewegung mit einem Quietschen beantwortete.

Mit der realen Welt kam auch mein gründlich gelernter Sinn fürs Pragmatische zurück; so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, die Ballade für meine privaten Zwecke zu plündern.

Ich war damals einer drei Jahre älteren Studentin, wie mir schien, unheilbar verfallen, die sich ihr Studium als Fernsehansagerin verdiente, was mich einerseits – verräterische Kollaboration mit dem Establishment! – ein bißchen abstieß, andererseits aber, als gleichsam offizielle Bestätigung ihres hohen Marktwerts in punkto Schönheit, heftig zu ihr hingezog.

Nach ein paar Abenden mit Wein, Käsekrainern und selbsterzeugten Gedichten an der Böschung der Donau – sie durfte sogar auf meinem PLO-Tuch sitzen, um ihren teuren Rock nicht dreckig zu machen – hatte sie mein unzivilisiertes sexuelles Drängen zum ersten Mal »irgendwie süß« gefunden und, den Geruch der halbvergorenen Früchte meiner literarischen Arbeit in der Nase, den Sturm für den Wein genommen. Ich weiß noch, wie zwei Blindschleichen, ich nannte sie »Angst« und »Gier«, meine Füße hochkrochen, als sie mir anbot, sie in ihre Garconniere zu begleiten, und ich erinnere mich auch noch an den Moment, in dem die Schleichen sich in Brillenschlangen verwandelten.

Sie schloß die Tür hinter uns, hängte mein Tuch über den

Heizkörper und warf sofort ihren Designerfummel ab – allerdings nicht, um für mich, ihren neu erkorenen Geliebten, nackt zu sein. Innerhalb ihrer Wände konnte sie einfach nicht sprechen, nicht lachen und beim besten Willen nicht schlafen, ohne den Pyjama ihres Großvaters am Leib zu haben. Wann immer sie in den nächsten Tagen so vor mir herumlief, grau-gestreift eingewickelt in das Nachtgewand eines geliebten Toten, war mir, als hätte ihr Großvater auch mir etwas vererbt: eine Brille, durch die ich mehr von ihr sehen konnte als durch die blinden Linsen meines Begehrens. Nicht einmal der Umstand, daß ich bei ihr ständig Bee Gees hören mußte, und Hendrix oder Ray Davis sie völlig kalt ließen, konnte mich noch erschüttern.

Schließlich wandte sie sich einem Studenten mit Waschbrettbauch zu, der – als sei das Schicksal ein einziger Misthaufen aus Klischees und Treppenwitzen – auch noch begeisterter Leichtathlet war, und zwar, wenn mich meine Erinnerung nicht auch betrügt, Spezialist für Mittelstrecken.

Für sie also kritzelte ich in jener Berliner Nacht – etwa eine Woche nachdem sie mir ihre Entscheidung für das Waschbrett verkündet hatte – auf die Rückseite einer Ansichtskarte vom Wannsee diese Zeilen aus dem *Ancient Mariner*:

Alone, alone, all, all alone,
 Alone on a wide wide sea!
 And never a saint took pity on
 My soul in agony.

Allein, allein, ganz, ganz allein,
 Allein auf einem weiten, weiten Meer!
 Und kein einziger Heiliger erbarmte sich
 Meiner Seele in ihrer Qual.

Die selbst Felsen zum Weinen bringende Wirkung großer Poesie sollte meine Geliebte aus der Unterwelt zurück ans Tageslicht locken. Als ich die Zeilen hinschrieb, kam ich mir vor, als hätte mir Orpheus seinen Kugelschreiber geliehen; wenn sie das nicht rührt, dachte ich, dann rührt sie gar nichts mehr.

Aber wenn es sie rührt, dann muß ich dort sein, wo sie ist.

Ebenso rasch, wie ich eine Woche zuvor den Entschluß gefaßt hatte, meine subjektiven Desaster hinter mir zu lassen, um das objektive Walten der Geschichte zu betrachten, entschied ich mich nun für eine Rückreise zum Schauplatz meines Liebesdramas. Rein politisch betrachtet erschien mir mein Berlin-Aufenthalt lang genug, um allen, die es hören wollten, verkünden zu können, daß ich dabeigewesen war.

Die Karte von Berlin aus aufzugeben hätte die Zeitspanne meines bangen Hoffens nur verlängert. So nahm ich meinen Liebes-Rückeroberungs-Zauberspruch kurzerhand mit nach Wien, wo ich ihn am Postamt ihres Wohnbezirkes aufgab.

Die folgenden Tage verbrachte ich fast ausschließlich neben dem Telefon. Anrufer wurden angeschnauzt und abgefertigt. Jeder morgendliche Gang zum Postkasten wurde ein Dramolett mit zwei Akten, Erwartung und Enttäuschung.

Der unwiderstehliche Zauber der großen Gesänge: ich konnte nicht aufhören, daran zu glauben. Aber meine Eurydike war wohl taub auf diesem Ohr. Oder umgezogen.

Jedenfalls habe ich nie wieder etwas von ihr gehört.